

Der Indianer überm Schreibtisch

ERZÄHLUNG VON BERNHARD SCHULZ

Über dem Schreibtisch meines Vaters hing ein gerahmter Druck, der einen Indianer darstellte. Ich wette, daß dies die einzige Rothaut war, die irgendwo in Europa über einen Schreibtisch hinwegblickte.

Meine Kinderjahre hindurch habe ich diesen Indianer betrachtet, aber ich habe mir nie Gedanken über ihn gemacht. Ich weiß nur soviel, daß es sich um ein Plakat handelte, das für eine Biermarke warb.

Der Indianer auf dem Bild sollte den Amerikaner Durst machen, und wenn sie genügend Durst hatten, dann sollten sie ihre Cents auf jeden Fall nur für Hotops Beer ausgeben; denn Hotops Beer war das beste Bier in den Staaten.

Außer dem Plakat hatten wir noch ein bemaltes Tongefaß, einen präparierten Ochsenfrosch und allerlei klimpernden Silberschmuck in der Wohnung, lauter Dinge, die aus dem Wigwam eines Indianers herrühren mochten.

Aber das Bewundernswerteste war doch das Bild; denn der Mann, der darauf dargestellt war, kam uns so edel und so traurig vor, daß wir mit seiner Person die ganze indianische Rasse in unser Herz schlossen.

Er war ein junger schöner Mann, der in einer Lederkleidung, mit der Häuptlingsfeder im blauschwarzen Schopf, auf einer Felsenklippe stand und zum Sternenhimmel aufschaute. Unter ihm lagen Abgründe voller Nebel und Feindseligkeit. Auf den ersten Blick hatte dieser Mann mit Durst und Bier und Business nicht das geringste zu tun.

Gewiß sollte das Bild ausdrücken, daß sich der Indianer mit Manitou, dem großen Geist, besprach und ihm sein Leid klagte; denn die Bleichgesichter hatten ja das Land der Rothäute gestohlen und Bierbrauereien darauf errichtet.

Mein Vater las mit Vorliebe Bücher über das Leben der Rothäute, und das Bild des Indianers über seinem Schreibtisch, der ein altmodisches Möbel war, nötigte allen Besuchern ein seltsames Lächeln ab. Sie fragten prompt: „Ist das ein Indianer? Wo haben Sie den bloß her?“

„Aus Amerika“, antwortete der Vater. Das war nicht gelogen. Eine Kusine meines Vaters, die mit achtzehn Jahren ausgewandert war, um bei Verwandten zu leben, hatte das Plakat, den Ochsenfrosch und das Silbergeldklimmer geschickt. Sie wollte damit wohl die Existenz der Indianer belegen und ein wenig auch mit ihren Reiseerlebnissen prahlen.

Wenn man Vater glauben durfte, und das durfte man ja, war Tante Modesta eine schöne Frau, die grüben einen Heiratsantrag nach dem anderen erhielt, natürlich in der Hauptsache von Millionären, die es sich leisten konnten, Tante Modesta nach Kansas zur Jagd oder nach Texas zum Derby einzuladen.

Tante Modesta war heute in New York und morgen in San Franzisko, mal in Detroit und mal in Chicago, und von überallher schickte sie bunte Ansichtskarten in die Stadt, die sie verlassen hatte, um sich zu überzeugen, daß Indianer keine Erfindung von Romanschreibern seien.

„Es wimmelt hier von Indianern“, schrieb sie einem, „einer wird als Bauarbeiter und eher als Fensterputzer beschäftigt.“

Tante Modestas Karten wurden in einem Album gesammelt und lieben Gästen vorgezeigt. Man amüsierte sich über ihre bucschikose Art, und heimlich beneidete man sie um die Abenteurer, von denen sie schrieb.

Ich weiß heute, daß es da nicht viel zuneidengab. Eines Tages kehrte Tante Modesta zurück, ohne Millionär. Sie litt an Heimweh. Allerdings hatte sie einen großen Auftritt, was ihre modische Erscheinung betraf. Sie übertraf an Eleganz alles, was in unserer Stadt lange Röcke trug.

Mein Vater bekam damals den Revolver geschenkt, mit dem Tante Modesta in Ohio einen eifersüchtigen Liebhaber gezähmt hatte. Sie war jetzt dreißig Jahre alt, und sie sagte, daß sie den Indianer über Vaters Schreibtisch hätte bekommen können, wenn sie gewollt hätte. Er sei Besitzer jener Brauerei, für die das Bild Reklame mache. „Bier für Indianer“, sagte sie.

Ein Jahr nach der Rückkehr heiratete Tante Modesta einen Postangestellten. Sie starb in ihrem ersten Wochenbett, und zwar an jenem Tage, an dem der indianische Brauereibesitzer eintraf, um Tante Modesta zu besuchen.

Mein Vater sagte später, er hätte nie in seinem Leben einen Mann gesehen, der trauriger und enttäuschter gewesen wäre als Mister Hotop. „Er sah gar nicht wie ein Häuptling aus“, sagte er, „aber im Geschäftsleben tragen sie ja wohl keinen Federschmuck.“